

ISABEL FARGO COLE

DIE GRÜNE GRENZE

ROMAN

EDITION NAUTILUS

Auf dem College damals studierte ich Geschichte. *Isn't history over?*, fragte ein Freund. *That would be boring*, erwiderte ich.

So sieht es hier aus, nach dem Ende der Geschichte.

Das Dorf Sorge liegt im Tal wie ein am Übergang stehen gebliebener Zug. Gegen Westen hin wird der Nordhang schroffer, Klippen ragen im Wald über die stillgelegte Fernbahntrasse, die noch befahrene Schmalspurstrecke biegt aus einem Seitental quer über die Warme Bode und bildet mit ihrer Brücke den gefühlten Abschluss des Bodetals. Westlich der Eisenbahnbrücke ziehen sich die Waldhänge leicht zusammen, schon die Auen sind von einem undurchdringlichen Grün, wie auf einem gemalten Bild; nur ein Kind will wissen, was hinter einem Bild steckt. Wo verlief die Grenze denn? Wenn ich sie suche, sehe ich sie überall, in jeder Waldschneise. Und sehe doch nichts. Keine Spur des so friedlich beendeten Krieges.

»Da«, sagte Wolfgang, mein Kriegszeuge, mein geschlagener Gegner, »wo der Fluss abbiegt, da fing unser Grenzabschnitt an.«

Soll das etwa der Grenzfluss sein? Er fließt auf einen zu, und man fragt nicht, woher er kommt, er könnte gleich hinter der Brücke der Erde entspringen. Jeder Fluss hat seine Quelle, wer sucht schon danach?

Die Schmalspurbahn fährt am Südhang weiter ostwärts an Häusern und Pensionen vorbei, um dann in den Wald abzubiegen. Auf der Harzhochstraße am anderen Ufer fährt man nach Bad Sachsa, Göttingen und Kassel, als wäre das schon immer so gewesen. Zwischen Fluss und Bahn das alte Sägewerk, einige große Holzhäuser, die nach verlassenen Fremdenzimmern aussehen, ein verwilderter Fischteich, ein Wäldchen. Dann beiderseits offene Hänge, Wiesen drängen den Waldrand an den Horizont.

Am Nordhang, auf der Lindewarte – dahinter ist fast der Brocken zu sehen – endet der Wald über dem Dorf mit einem geraden Schnitt. Aus der gedrängten Reihe lösen sich zwei Tannen, dort, wo der Wiesenweg in den Wald taucht. Dort steht ein Haus, seit zehn Jahren leer. Wegen der Vorfälle von damals, jetzt auf Grund der Eigentumsverhältnisse – beides bis heute ungeklärt.

All das von oben herab. Alles, was *man* so sieht und weiß. Das Dorf gibt wenig preis. Nichts, was mir auffiele. Nach einer langen Wanderung, wenn unten der letzte Bus bald fährt, müsste ich mich gegen Hast und Müdigkeit stemmen und einmal wirklich hinschauen. Von oben herab: wie durchs klare Wasser. Ich selbst bleibe oben, mein Blick taucht.

TEIL I

Kapitel 1

1973

Am ersten Morgen, dem 8. Mai, mit Muskelkater aufwachen. Nicht wissen, wo man sich befindet. Oder: sich im *eigenen Raum* befinden, wieder einmal. Anfangs an einem vergessenen Ort, später im Kleiderschrank, unterm Schreibtisch des Ziehvaters, in der Koje im Heim, in der Kaserne, sich schließlich eine Wohnung nehmen, die leersteht. Dort erst beim Einschlafen spüren, wie sich Raum an Raum, Haus an Haus, Straße an Straße schließt, man selbst sich an die Stadt Berlin. Die zu erobern ist, nur anschließen muss man sich den Eroberern, deren Schritte draußen auf der Straße hallen. Anfangs, auch das vergessen, schritten Bomben die Straßen ab. Später Menschenfüße, fremde Marschmusik. Man lief hinaus auf die Straße, um zu sehen. Die Stadt lag in Haufen wie Bauklötze. Sie baute sich auf – man baute mit. Man will *Eigenes* leisten. Will Belohnung: Eigenes besitzen. Und zwar das, worauf man den geringsten Anspruch hat: einen anderen Menschen etwa. Bei so viel Lust bekommt man fast Angst, Schaden anzurichten. Als könnte man wie eine Bombennacht durch die Straßen ziehen. Lächerliche Einbildung, wo man am Ende selbst den Schaden trägt.

Aber all das blieb nun außen vor. Das war das Entscheidende an diesem Raum: Noch wusste Thomas von nichts. Noch war nichts geschehen.

Er wusste nur, dass er Geburtstag hatte. Feierliche Töne wehten herüber. Er lag auf einer Matratze zwischen Kisten und fremden Möbelstücken. Vorsichtig richtete er sich auf und ging ans Fenster. Hier also. Im Gebirge. So verloren in der Landschaft die Marschmusik. Es klang nach einer niedlichen Prozession, Figürchen, Fähnchen, winzigen Trompeten, die man in den graugrünen Tiefen des Bildes sucht. Frühlings-, ja Kindheitsgefühle:

auf die Straße zu können, wenn Schlimmes vorbei ist. *Tag der Befreiung.*

Kaffeegeruch. In der Küche saß Editha, der blonde Zopf zerfranst vom Schlaf, eine Hand auf dem Bauch, als müsste auch sie sich erst entsinnen, wo sie ... was das denn alles sei. Aber sie hatte nur auf ihn gewartet; als er sich zu ihr setzte, sprang sie auf, küsste ihn auf den Kopf, schenkte ihm Kaffee ein und machte sich sogleich an die Kartons, zerrte und wühlte.

»Als hättest *du* Geburtstag!«, rief er ihr hinterher.

»So fühle ich mich auch!«

Sie kam in die Küche, eine Kiste auf dem Bauch abgestützt.

»Das geht mir zu schnell«, sagte er, nahm ihr die Kiste ab und stellte sie auf den Tisch. »Lasst uns erst mal in Ruhe frühstücken. Dann kümmerst du dich gefälligst um meinen Geburtstagskuchen, und ich räume hier auf.«

Er wollte neckisch klingen, nicht so: gereizt, launisch. Aber fürs Necken war sie zuständig. »Genauso habe ich mir deinen Geburtstag vorgestellt! Du benimmst dich, als wäre deinetwegen Staatsfeiertag.«

Aber er konnte sich kaum erinnern, seinen Geburtstag jemals gefeiert zu haben. Ein-, zweimal hatte es sich ergeben. Letztes Jahr war er noch allein gewesen. Jetzt hatte er große Lust auf Kuchen. Er atmete auf, es stach in den Rippen. Der zuverlässige Schmerz, der in den letzten Wochen immer wieder aufgetreten war, als er so viel durch die Stadt hetzen musste.

»Ich habe mich gestern wohl verhoben«, sagte er.

Sie saß da, er hatte es so gewollt, und betrachtete ihn. »Du hast Phantomschmerzen. Du bist auch schwanger.«

Er lachte auf. »Ich muss dir etwas sagen«, doch er wusste nicht, was. Sie sah ihn erschrocken an, warum nur, in seiner Gelöstheit. »Ich bin zum ersten Mal schwanger.«

»Ich ja auch!«

»Und ich habe keine Ahnung –«

»Ja?«

»Was eigentlich –«

»Ja?«

»Wie denn –«

»Ach, ich habe auch keine Ahnung. Von Familie und so. Du kennst meine Mutter ja. Ich bin im Grunde auch Vollwaise. Ich habe mich praktisch selbst erzogen!«

»Dann weißt du Bescheid, das ist gut.«

»Es wird schon alles schiefgehen.« Sie stand auf.

Er fühlte sich nun auch zuversichtlich.

»Erst der Kuchen!«, sagte sie, schickte ihn nach den Lebensmittelkisten und machte sich an die Arbeit.

Thomas atmete durch und sah sich um: Der ehemalige Speiseraum mit den Aussichtsfenstern sollte Edithas Bildhaueratelier werden. Hier hatten sie gestern Abend fast all die Möbel deponiert, dort sollten sie bleiben, während er die anderen Zimmer in Ordnung brachte. Das war eine Aktion gewesen. Editha hatte den Umzugswagen organisiert, eine besondere Firma aus dem Sperrgebiet. Der Fahrer, ein mickriger Typ mit Raucherhusten, hatte kaum Kraft zum Lenken. Editha, in die Mitte gequetscht, plauderte beim Navigieren mit diesem Zwerg und rauchte sogar zur Feier des Tages eine mit. Thomas wunderte sich über ihre Seelenruhe; in der betäubenden Rauchwolke schlief er schließlich ein. Als sie Stunden später für die erste Kontrolle anstanden, wurde er wach. Es war schon dunkel. Grelle Lichter, die Beamten leuchteten in den Wust aus verkeilten Möbeln, die Thomas nun fremd und verdächtig vorkamen. Endlich durften sie weiterfahren. Die Scheinwerfer leuchteten krumme Straßen aus, schiefes Fachwerk, uraltes Stroh, das sich aus Rissen löste, Gras am Straßenrand, Baumstämme, zwei riesige Tannen, ein einsames Haus, holzverschalt. Die Umzugshelfer waren noch nicht da. Dafür tauchte nach einer Viertelstunde ein Militärfahrzeug auf – man schaute nach dem Rechten. Als Editha sich Bauch voran aus der Fahrerkabine stemmte, packten zwei Soldaten ungefragt mit an, halfen Thomas, die Möbel auszuladen. Es waren schlaksige Burschen, mit den sauer verdienten Muskeln der Dienstzeit und den so unpassenden Milchgesichtern, disziplineloser Haut voller Stopeln und Pickel. Sie taten ihm leid, so linkisch und beflissen. Wie er seinerzeit wohl auch. Er vergaß, nach ihren Namen zu fragen.

Was man mit einem unvorhergesehenen Kind alles auslöste. Es blieben nur noch zwei Monate Zeit.

In der Nacht hatte er lange wachgelegen, der Körper, verkrampft, schien sich an den Kanten des fremden Zimmers abzarbeiten. In Träumen, die er später vergaß, vollzog er immer wieder die gleiche Bewegung, drehte sich im Kreis. Der Krampf hatte sich gelöst, als die Musik ihn ans Fenster rief. Nun stand er vor diesen Möbeln, die zur Hälfte seine waren, und erkannte nichts davon wieder. Alles durcheinander wie beim Trödler. Vor einer Woche hatten sie bei ihm in der Berliner Wohnung gestanden, in einer nun auch im Gedächtnis aufgelösten Ordnung. Er ließ sich jetzt auf das schöne Spiel ein, sie sich aufs Neue beim Trödler auszusuchen.

Unten im Tal fuhren Wagen vorbei, eine ganze Kolonne. Er zwang sich, nicht hinzusehen. Er stellte die Möbel um und um, bis es aussah, als könnte sich hier Leben abspielen.

»Das machst du schön!«, sagte Editha und ließ sich langsam, schwitzend in einen Sessel nieder. »Du hättest dir aber nicht so viel Mühe machen müssen, es ist eh nur provisorisch.«

»Aber es passt doch.«

»Uns gehört das ganze Haus!«

Editha hatte ihm alles erzählt: von der alten Ausflugsgaststätte der Familie, die ihre Mutter Margarethe endlich zurückbekommen hatte. Aber er sah das Haus zum ersten Mal. Einmal nur waren sie in den Harz gefahren, im März nach Elend zur Schwiegermutter (furchtbar, die Schwiegermutterwitze ...). An jenem Wochenende war irgendetwas gesperrt – scheinbar eine Alltäglichkeit, schließlich gehörte Elend auch zum Sperrgebiet – und es war nicht möglich gewesen, die paar Kilometer nach Sorge zu fahren, um das Haus zu besichtigen. Ein paar uralte Werbepostkarten wurden hervorgekramt, *Vogts Waldschänke an der Lindewarte*, ein graues Puppenhaus, von Schnörkeln umrahmt. Thomas hatte das Haus bewundern sollen, er war dazu bereit gewesen. Da es niemanden weiter zu irritieren schien, hatte auch er mit den Schultern gezuckt und war auch nicht irritiert und musste doch nichts bewundern, sondern nur höflich sein.

»Ich kann mein Glück wohl noch nicht fassen.«

Wieder diese Marschmusik, wieder zog sie ihn ans Fenster. Aber die Müdigkeit war doch noch da.

Editha stellte sich neben ihn. »Siehst du was?« Er schüttelte den Kopf. »Wir könnten auch hingehen, gucken.«

»Ja, wahrscheinlich sollte man sich blicken lassen.«

»Ach wo – wir sind doch beide verhindert. Außerdem hast du Geburtstag. Aber wenn du willst ... der Kuchen muss eh abkühlen.«

»Dann gehen wir mal schauen.«

Sie nahmen die Abkürzung am Waldrand steil hinunter. Der eigentliche Feldweg Auf der Lindewarte führte erst im Zickzack zum Nachbardorf Tanne. Und auch der Waldweg war Editha zu lang. Sie stürzte bergab, übermütig, befreit vom Flachland. Im nassen Gras rutschte sie aus, fing sich, lachte; Thomas, der sie stützen wollte, rutschte aus, fing sich nicht. Als sie die Kreuzung erreichten, begann es stark zu regnen, sie stellten sich unter die Traufe des FDGB-Heims *Sorgenfrei*. Die Musik war nicht mehr zu hören, von einem Umzug keine Spur. Das Dorf war wie ausgestorben. Alle waren dort, wo die Musik spielte, die Kränze lagen. Wo das war, wussten sie nicht. Sie sahen sich an, zuckten mit den Schultern; als der Regen sich legte, liefen sie zurück. Editha zündete die Kerzen auf der Geburtstagstafel an, zupfte die frühmorgens gepflückten, noch nassen Blumen zu recht, goss Thomas Kognak in den Kaffee. Erleichterung kam auf, aber keine rechte Stimmung. Da unten bei den Leuten mochte es nicht anders sein. Die Musik versprach, dass Schlimmes vorbei sei, *der Mai ist kommen, der Winter ist aus*. Dem würde niemand zu widersprechen wagen. Aber *Befreiung* wäre zu viel gesagt. Man wartete ab.

Er zog sie auf seinen Schoß. »Ich bin doch viel zu groß und schwer für dich!«, lachte sie, aber es gefiel ihm so.

Wieder konnte Thomas nicht schlafen. Es ließ ihn nicht los: wie er beim Aufwachen an seinen Geburtstag gedacht hatte, nicht an das Kind. Wie es gleich als Erstes um *seine* alte Geschichte ging. Wenn er sich fragte, wo das Kind denn eigent-

lich sei, tat sich sofort dieser Raum auf. Und er war allein. Noch war nichts geschehen. Und da sollte es gleich losgehen? Von vorne wieder losgehen?

Im Halbschlaf fiel er ganz und gar auf sich zurück, war in Berlin zurückgeblieben. Er irrte noch immer durch die Straßen. Es hatte so viel zu erledigen gegeben – da wurde alles Un-erledigte dringlich. Nach jedem Einkauf, jedem Behördengang machte er einen Umweg durch die wirren Straßen des Zentrums. Langsam, doch immer noch gehetzt, flach atmend, mit gespannten Schläfen und rasendem Herzen, spähte er in die immer gleich aussehenden Hauseingänge, außerstande, die Vorkriegsschriftzüge zu lesen, waren das fremde Schriftzeichen? Er erkannte nur noch die Straßenfluchten. Fluchtwege. Fluchtorte ... Ob er nicht doch noch den Ort ... Aber es ging nicht um ihn. Es ging ja um sein Kind. Es könnte erst losgehen, wenn das hier erledigt wäre. Erst von vorne los, wenn ... Der Ort war unauffindbar. An ihm knarrten Schritte vorbei, Hunde hechelten.

Wer gegangen, was verschwunden ist, ist doch nur verzo-gen, lebt in einer unbekanntem Straße weiter. Wer aus der einen Stadt geht, findet sich in der anderen wieder. Das Einzige, was verschwindet, ist die Wärme der Berührung: Es bleiben Bahnen, Wege, Straßen, die sich im Unendlichen kreuzen. Keine Mauer, die das eindämmt, diese Erinnerungen, Begegnungen, die keine sind, weil aus ihnen das Leben gewichen ist, warum gibt es keine solche Mauer?

Er spürte, wie er hier im Traum, ohne lange unterwegs zu sein, auf Widerstand stieß, ohne sichtbares Hindernis ging es plötzlich nicht mehr weiter.

Draußen kam ein Wind auf, ein langes Einatmen, das seine flache Atmung löste. Er holte tief Luft und stieß sie aus und wartete, dass auch der Wald ausatmete. Lange war nur weitgespannte Stille. Beim nächsten Windzug war er schon ruhig. Er öffnete die Augen und erkannte erleichtert die Ordnung der Möbel. In den Erkerfenstern glommen die Wolken. Editha schlief nackt, und Bauch und Brüste, Schultern, Hüften, Haare, alles Schwer-Geschwungene schwebte, eine üppige Frau in

Kohle gezeichnet mit fester, flinker Hand. Dass es diese Frau wirklich gab. Er atmete tief. Dass sie so seelenruhig schlief. Von allem unberührt. Doch ein Schatten huschte über ihren Bauch: Eine Hand berührte sie von innen. Auch sie schlief nicht. Sie harnte aus.

Was hatte Editha gesagt? *Ich bin selbst im Grunde Vollwaise!* So heiter. Einmal, beiläufig, hatte sie erzählt: Ihr Vater sei an der Front gefallen, alle Großeltern in den Kriegswirren verschollen. Damit schien es sich für sie zu erledigen. Waise spielen Kinder gerne. Sie werden ihre Gründe haben.

Am nächsten Morgen meinte Thomas, aus einer anderen Richtung Musik zu hören, von den Russen, die nach ihrem Brauch den *Tag des Sieges* feierten.

»Aber in Sorge gibt es keine Russen mehr. Die letzten waren hier drin stationiert. Nun gibt es nur noch den Stützpunkt in Aschersleben«, sagte Editha.

»Wie, hier drin?«

»Na, das Haus haben sie nach '45 als Offiziersheim benutzt. Nur bis '49, dann waren es *unsere Leute*.«

»Und was haben sie hier gemacht?«

»Kaffee getrunken. Was weiß ich! Hauptsache, die sind jetzt weg. Denen wurde es hier wahrscheinlich zu zugig.«

Editha hatte befürchtet, hier könnte noch *alter Kram* herumliegen. Selbst ein alter Knopf in der Ecke hätte sie – *angeekelt*. Eine Marotte von ihr, die sie erst in Berlin entdeckte, wo das karge Wohnzimmer sie aus Margarethes Bücherhöhle erlöste: So heftig war das Gefühl der Befreiung, dass sie aus allen Wolken fiel, als sie auf dem Wohnheimgesims ein schmutziges Groschen entdeckte – als faulte etwas dort vor sich hin.

Aber dieser große Raum war kahl, kühl, hell, er roch nach Grundsubstanzen. Bereits Atelier. Lauter Leinwände, die der Farben und Gestalten harnten. Nur die fleckigen Tapeten störten. Waren sie vom Opa? Von den Russen? Von *unseren Leuten*? Sie wollte es gar nicht so genau wissen.

So groß war das Haus nun auch wieder nicht. Winzige

Räume um die alte Gaststube. In der Küche war gerade noch Platz für einen Tisch neben dem Vorkriegsherd und dem Nachkriegskühlschrank. Immerhin: warmes Wasser. Eine schmale Treppe, drei kleine Zimmer unterm Dach, aus dem es leise rieselte, Taubenfedern, tote Spinnen, die Wärme staute sich, der Geruch nach Holz und Moder. »Wo willst du dein Arbeitszimmer haben?«

Er trat ins westliche Zimmer, glaubte, klein, wie er war, sich bücken zu müssen. An der Stirnseite stand der Wald vorm Fenster, linkerhand blickte eine Luke ins Tal. Unter der Luke stand eine Pfütze auf dem welligen braunen Fußbodenbelag. Doch es gefiel ihm hier, im Licht- und Schattengewirr. Also dann: das Schlafzimmer nebenan, und an der Ostseite das Kinderzimmer. Thomas schwieg ungläubig. Ein ganzes Haus. Gerade in seiner Leere schien es noch – schon? – *anderen* zu gehören.

»Ob die versuchen werden, hier noch jemanden einzuquartieren, meinst du? Das sollen sie einmal versuchen! Ich bin Bildhauerin, mir steht doch ein Atelier zu. Wobei, das war schon ein Kampf. Aber wir haben den Bürgermeister auf unserer Seite, mit seinen kulturellen Ansprüchen. Er wird uns einspannen, da müssen wir durch. Die Bürgermeister sind unheimlich wichtig hier im Sperrgebiet, handeln dauernd irgendwas bei denen da oben aus, damit sie ihre Leute bei der Stange halten können. Gar nicht so einfach, so was. Meinetwegen können die Dorfleute herkommen und ich gebe Unterricht, so haben sie auch was davon. Die werden noch froh sein! Dass wir verrückt genug sind, in dieser alten Bruchbude zu leben. Es zieht wie Hechtsuppe und wahrscheinlich spukt es auch noch.«

Sie ließ die Schritte klappern, die Stimme hallen. Nichts war geblieben. Keine Spur von der alten Einrichtung, kein durchgesessener Stuhl, kein Bild: Brocken bei Mondlicht. Nichts von *unseren Leuten*, nichts von den Russen, kein Hauch Stiefel- oder Palekh-Lack. Aber die Leere roch nach dem, was verschwunden war. Was das war, das wusste weder er noch sie.

»Also, ich gehe jetzt einkaufen. Und du hast sicher auch einiges zu tun!«

»Ach«, sagte er, »ich fühle mich gerade so ...«

So wohl. Er wollte sich nicht von der Stelle rühren. Als Editha weg war, stand er auf und bog den Rücken durch, um Zeit zu gewinnen. Zeit, die er nicht hatte. Am Montag musste er seine Stelle im *Haus des Buches* antreten. Noch einmal lief er durch die Räume. Vor den Fenstern das Tal, das Dorf, vor dem er zu viel Respekt hatte, um einfach so aus dem Haus zu gehen. Aus *seinem*, er dachte nun doch *seinem Haus*. Egal, wer hier schon einmal war, wer noch kommen sollte, Gastwirte, Gäste, ganze Armeen, so lange war es *seins*. Und er konnte, wenn er wollte, die Wände schwarz anmalen. *Paint It Black*. Schlagzeugeinsatz Charlie Watts! Schnell die Treppe hinunter. Margarethe hatte es zwar nicht einmal aus Elend hergeschafft, aber das Nötigste organisieren lassen, Gips, Mörtel, Farbe, weiß, damit musste er auskommen. Spachtel, Pinsel, Farbroller hatte er mitgebracht. Nur eine Leiter war nirgends zu finden.

Seine erste Aufgabe war: eine Leiter auftreiben. Und damit ging es los.

Er nahm die Abkürzung, das passte gerade, der stolpernde Schwung des Abstiegs. Zur Straße hinunter, dann die paar hundert Meter Richtung Westen, unter der Straße linkerhand die Dächer der großen Bauernhäuser an der Warmen Bode, eingeschmiegt in der Talfalte. Eine Wandergruppe kam ihm entgegen, heitere Grüße, neugierige Blicke, die Urlauber hielten ihn für einen Einheimischen und fragten sich, was man sich so fragt: Wie leben die Leute hier? Als er die Kreuzung erreichte – die Straße ging weiter, aber dort war nichts mehr, man bog links über die Brücke ins Dorf –, war alles schon wieder wie ausgestorben. Die meisten arbeiteten im Betrieb, in Königshütte oder Benneckenstein.

Alles glänzte in der Sonne, im feuchten Grün, frisch gestrichen, große uralte Fachwerkhäuser und welche mit rot-weißer Holzverschalung, das stach angenehm ins Auge, das klare Kreuz und Quere der Balken und Bretter, das Ziegelrot und Schieferglanz der mächtigen Dachstühle. Er betrat den Dorfkern gegenüber vom Sorgenfrei, gestern noch regenverschleiert, als hätte er noch nie ein Dorf betreten. Er kannte nur graue märkische

Straßendörfer. Das hier war ein Bild aus einem Bilderbuch, anno 1900, üppig und linienklar.

Es gibt die eine alte Geschichte: aufbrechen, in die Großstadt ankommen. Und die andere: als müder Wanderer ins Dorf hinuntersteigen.

Er klopfte hier und da an; in einer Remise hörte er schließlich Schritte. Eine zierliche Frau blickte zu ihm herauf, kurze, glatte schiefergraue Haare, blinzelnde Augen, ein schläfriges Vöglein.

»Guten Tag, ich heiße Thomas Grünberg, meine Frau und ich sind gerade in das Haus auf der Lindewarte eingezogen. Könnten Sie uns eine Leiter ausleihen?«

Die braunen Augen blickten argwöhnisch, und ihre Schläfrigkeit schien ihr zu schaffen zu machen.

»Wir würden sie gern auch etwas länger behalten, wenn es geht«, fuhr er verunsichert fort, »wir müssen ja alles ausbessern, streichen ...«

»Nee, nee, nee, junger Mann.« Demonstrativ energisch jetzt. »So einfach geht das nicht. Können Sie sich ausweisen?«

Er wühlte in seinen Taschen, immer diese jähe Angst, alles in der falschen Jacke ... Er zeigte den Ausweis vor, den Stempel für das Sperrgebiet.

»Soso. Ja, dann wollen wir mal sehen, was wir für Sie tun können. Frau Barthel.« Sie gab ihm die Hand. »Am besten, wir klären das mit dem ABV.«

Der gerade um die Ecke gebogen kam. Thomas musste die ganze Geschichte noch einmal erzählen, und noch einmal, als zwei Freiwillige Helfer der Grenztruppen hinzukamen. Es wurde höflich genickt. Die Sonne fiel Thomas viel zu warm auf den Kopf. Alle vier zogen sich zur Beratung zurück, Frau Barthel bat sie ins Haus, setzte Wasser auf, aber niemand machte es sich gemütlich. Der Abschnittsbevollmächtigte ging telefonieren, ein Freiwilliger lief mit Frau Barthel in den Schuppen, und der andere stand in der Küche und behielt Thomas und den Kessel im Auge. Ein Schrank von einem Mann, mit kurzen sandblonden Haaren. Als das Wasser kochte, goss er auf.

»Bitte schön.«

»Nein, danke.«

»Heckmann.«

»Grünberg.«

»Willkommen in Sorge.« Er sah Thomas scharf an, ob ihm auch nur der Mundwinkel zucken würde. »Wo kommen Sie noch mal her?«

»Aus Berlin.«

»Ah.«

War er damit unten durch? Aber Frau Barthel kam in die Küche und sagte:

»Sehen Sie, da haben wir doch alles geregelt gekriegt.«

Der ABV verabschiedete sich; die Freiwilligen Helfer nahmen die Leiter auf die Schulter und bedeuteten Thomas, er solle vorgehen, als kenne er sich hier am besten aus. Frau Barthel flitzte hinterher. Auf dem Hang – er schlug mit Absicht die Abkürzung ein – hörte Thomas die Männer hinter sich keuchen, er selbst konnte kaum noch Luft holen. Vor Wut. Wie unsäglich peinlich, diese Kreuztragung vor allen Schaulustigen. Editha am Fenster hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und schüttelte sich. Als ihre Blicke sich trafen, hätte auch er lachen können.

»Ich hätte fast die Polizei geholt«, sagte sie an der Tür, »aber das ist ja wohl nicht nötig gewesen.«

Der Rest Geburtstagskuchen stand schon auf Tellern verteilt. Aber der Besuch sah sich so unverhohlen um, dass Editha als Erstes eine *Führung durch die Baustelle* anbot. Oben konnte Heckmann kaum aufrecht stehen; so, leicht gebeugt, schien er umso schärfer in die Ecken zu spähen.

»Es ist gar nicht so groß, wie es aussieht«, stellte er befriedigt fest.

»Ein Märchenschloss war das für mich, als ich klein war!« Die herbe Art der Gäste schien animierend auf Editha zu wirken, sie schlug sofort den entgegengesetzten Ton an. »Ich komme ja aus Elend, aber ich bin manchmal hergelaufen, um das Haus zu sehen. Von unten sieht es wirklich größer aus. Aber ich finde es wunderschön. Und überhaupt – wieder hier im Harz zu sein!«

Die anderen lächelten zögerlich, solcher Arglosigkeit nicht gewachsen. Edithas Bauch stimmte sie letzten Endes gütig. Frau Barthel starrte sie verträumt, betroffen an, unfehlbare Wirkung werdender Mütter auf ältere Damen? Wenn Editha sie anlächelte, sah sie schnell weg. Erst nach dem Kuchen richtete sie einen anderen, spitzen Blick auf Thomas.

»Ich muss jetzt los. Ich muss in die Bibliothek. Ich darf. Vollzeit darf ich nicht mehr arbeiten. Sie sind gekommen, um mich abzulösen.«

»Ach, sind Sie etwa die Bibliothekarin?«

Sie erhob sich. »Wir sehen uns am Montag.«

Die Freiwilligen standen sofort auf, hatten sich schon viel zu lange von ihren Pflichten abhalten lassen. Herr Heckmann mahnte, die Leiter nicht draußen stehen zu lassen, sondern nachts wegzuschließen oder anzuketten.

Thomas flüchtete ins Obergeschoss. Sie hatten doch gleich gewusst, wer er war. Das wusste längst das ganze Dorf. Er begann, Tapeten abzureißen. Die richtige Arbeit für einen Wütenden, der den Gegenstand seiner Wut nicht recht wusste.

»Sag mal, was war das bloß für ein Theater?«, fragte er beim Abendbrot. Er erzählte die ganze Geschichte.

»So sind nun mal die Leute hier. Wenn einer kommt, müssen sie ihn erst mal bäugeln, aushorchen, vielleicht ein bisschen aufs Glatteis führen. Es ist nicht böse gemeint. Ich glaube nicht, dass es böse gemeint ist.«

»Aber dieser Aufriss wegen einer Leiter?«

»Ja, wie stellst du dir das denn vor? Du kannst hier nicht einfach mit einer Leiter durch die Gegend laufen! Du könntest über die Mauer klettern!«

Er lachte, bis ihm die Kopfhaut wehtat.

»Ja, ja, das ist lustig hier«, sagte sie. »Das ist echt zum Schießen.«

Ein bisschen betrübt klang sie schon.

Am nächsten Tag kam der Bürgermeister, um sie im Dorf willkommen zu heißen. Er sei bisher mit den Feierlichkeiten zum Tag der Befreiung beschäftigt gewesen, entschuldigte er sich

mit einem Nachdruck, der beunruhigte. Als hätten sie, auf sich allein gestellt, wer weiß was alles anrichten können. Eine Gestalt – groß, hager, graubärtig –, die Respekt hätte einflößen müssen, nicht diese seltsame Anspannung. Sie lag auch in der sonoren Stimme, als er seine Freude darüber verkündete, dass ein Mann des Buches sich hier in Sorge niederließ und im Haus des Buches seine Arbeit aufnehmen würde. Er freue sich schon auf den ersten Leseabend, den er mit Thomas gestalten dürfe. Thomas erstarrte: dämmernde Erkenntnis der Rolle, die ihm hier angedichtet wurde.

Beim Abschied drückte der Bürgermeister ihm eine Broschüre in die Hand, die die besonderen Regelungen im Sperrgebiet erläuterte.

»Es ist ja eh alles ausgeschildert«, sagte Editha.

Aber kein Schild wies nach Sorge. Von Osten kommend, passierte man hinter Tanne den Kontrollpunkt. Urlauber mussten das Auto in Tanne stehen lassen. War Sorge einmal erreicht, führten alle Wege nach Osten zurück. Man wanderte nach Mandelholz an der Talsperre, um dort Kaffee zu trinken. Oder, ein Katzensprung, nach Benneckenstein im Süden, ein beliebtes Ziel zum *Finkenmanöver* im Juni. Nach Elend im Norden, dem Nachbarort im Sperrgebiet, gab es keinen direkten Weg, nur den über Tanne. Was weiter kein Problem war, man musste nur den Stempel im Passierschein vorzeigen.

Auf den üblichen Karten fand man weder Elend noch Sorge. Aber sie waren den meisten ein Begriff. Die Berliner Freunde hatten sich kaum halten können: Die Wiege des Sozialismus – zwischen Sorge und Elend. Kennst doch den Witz.

Margarethe Vogt hätte sie schon aufgeklärt, wie sie Thomas aufgeklärt hatte, als er im März zum ersten Mal in ihrer guten Stube saß. Über falsche Herleitungen, Volksetymologien. Dass Sorge so viel wie »Grenze« hieß und Elend »die Fremde«. Sorge: vom mittelhochdeutschen *zarge*, Elend: vom althochdeutschen *eli lenti*, fremdes Land.

Da sie ihn dabei so scharf ansah, als handele es sich um eine heikle Anspielung, sagte er: »Sehr interessant.«

»Was soll daran interessant sein? In Ilsenburg war ein Benediktinerkloster, in Walkenried waren die Zisterzienser. Zwei Klosterbesitze, und hier in der Mitte verlief die Grenze. Die aus Ilsenburg haben hier Rast gemacht, das war ihre erste Nacht ›in der Fremde‹ – ein Tagesmarsch von Ilsenburg. Gerade einmal fünfzehn Kilometer. So beschränkt waren die Menschen damals.«

»Immerhin eine Ironie der Geschichte.«

»Wo ist da die Ironie? Alte Grenzen werden beibehalten: ob zwischen Klosterbesitzen, ob zwischen Fürstentümern. Solche ›Ironien der Geschichte‹ sind zu neunzig Prozent Gesetzmäßigkeiten.«

»Es ist eigentlich faszinierend, was du sagst«, beharrte Thomas mit dem lebenswürdigen Augenfunkeln, womit er vieles zu überspielen wusste, Ärger oder das eigentliche Aufleuchten einer Idee. »Dann ist es wie mit alten Wegen. Wenn sie einmal da sind, werden sie immer wieder benutzt. Indianerpfade.«

»Die Ottonenwege«, sagte Editha.

»Ja, du hast darüber geschrieben, hat mir Editha erzählt, von den mittelalterlichen Straßen, so richtige Hohlwege ...«

»›Geheimnisumwoben‹, heißt es in den Touristenbroschüren. Was ist denn an der Erosion so geheimnisvoll? Ja, die Menschen wollen da lang, wo man schon immer langgegangen ist. Rational gesehen ist das völlig banal. Und was haben die alten Grenzen Großartiges voneinander getrennt? Zwei Lehnsgüter, ein Herzogtum von einem Königreich, einen Reichsgau von einem anderen Reichsgau. Das hier war Hannover. Tanne war Braunschweig. Sorge – das waren mal *die Preußen*. Interessant ist es höchstens heute: Erst jetzt trennt die Grenze zwei grundverschiedene Gesellschaftssysteme voneinander. Den Machtbereich der NATO von der sozialistischen Staatengemeinschaft. Darin kann man als denkender Mensch noch eine tiefere Bedeutung sehen. So lange, bis der Sozialismus sich auch drüben durchsetzt. So lange kannst du die Grenze noch faszinierend finden!«

Thomas kaute am trockenen Zuckerkuchen wie an einem Widerspruch herum. Margarethe hatte keine Zeit zum Backen und holte ihren Kuchen immer mittwochs, wenn sie ihre Vor-

träge im Feudalmuseum Wernigerode hielt. Er würgte noch mehr in sich hinein, nur um keinen Widerspruch von sich zu geben. Doch Editha sah ihn erwartungsvoll an.

Er formte sein gelenkiges Lächeln. »Erzähle uns doch eine Harzsage.«

»Ach!« Margarethe bellte fast. »Schlag selbst nach. Ich habe Arbeiten darüber geschrieben, unter unterschiedlichen Gesichtspunkten – die Sagen tu ich da nicht nacherzählen.« Sie schüttelte den Kopf und hustete, es war vielleicht auch ein schroffes Lachen.

»Mutti hat mir damals daraus vorgelesen.« Editha hatte ein Buch aus dem Regal geholt: »*Frühkapitalistische Entwicklungen im Spiegel der Harzsage*. Ich habe mir die Märchen dazu ausdenken müssen. Die ganzen Märchensammlungen hast du im Giftschränk versteckt.«

»So ein Quatsch! Du hast nie danach gefragt. Ich dachte, du magst nicht die gleichen alten Märchen lesen wie die anderen Kinder. So ist meine Tochter! Das sollst du ruhig wissen! Nie ahnt man, was in ihr vorgeht!«

Thomas entschuldigte sich: Er müsse auf Toilette.

»Na – so ein moderner Intellektueller«, hörte er Margarethe noch sagen. »Wo hast du den bloß her?«

»Oh, das ist eine lange Geschichte!«

So kokett ihr Ton, beichtfreudigen Berliner Freundinnen abgelauscht. Denn Editha wusste: Mit allem, was nach *Klatsch und Tratsch* klang, konnte ihre Mutter nichts anfangen. Editha schließlich auch nicht. Das war nicht ihre Art, deshalb schwieg Margarethe jetzt so befremdet. Und tat ihr dann doch leid. »Wir haben uns auf einer Ausstellungseröffnung kennengelernt, so am Buffet, beim Krimsekt ...«

Margarethe musste nicken, als wüsste sie Bescheid. Und war doch niemals dabei gewesen, hatte Editha all die Jahre über kein einziges Mal in Berlin besucht. *Harzer*, hatte Editha dauernd erklären müssen, *sind Gebirgsmenschen. Jeder hockt für sich in seinem Tälchen*.

Thomas ging vor die Tür. Es dämmerte schon. Der Ort lag wie in einer flachen Schüssel; die Hügelkuppen, niedrig wie sie

waren, ließen den nahen Brocken nicht sehen. So spürte man, dass es nicht mehr viel weiter ging. Man war fast oben, wenn auch in kleinem Maßstab. Mitten auf der Wiese stand ja *die kleinste Holzkirche Deutschlands*. Er kam sich vor wie in einer Modelleisenbahnlandschaft. Der Einzige, der begreift, dass das ganze Dorf nur auf einem Tisch steht. Widerwillig berührte er den Schein in seiner Jackentasche: Passierschein für den Arsch der Welt. Der Kuchen stieß ihm sauer auf.

Was war das bloß für eine Frau? Ganz anders als Editha, so klein und hibbelig, so mitteilungsbedürftig, als gelte es, jemanden zu widerlegen. Wen denn, ihn etwa? Sie kannte ihn doch gar nicht. Und hatte keine der Fragen gestellt, auf die er gefasst gewesen war, nach seiner Arbeit (*Bücher schreiben?!*) und Familie, nicht einmal Kaffee und Kuchen angeboten, das hatte Editha aus der Küche geholt, während die Suada über ihn hereinbrach.

Editha stand hinter ihm und sagte: »Sie mag dich.«

»Wie denn das?«

»Vielleicht steht sie auch auf grüne Augen.«

Er lächelte, ob lieb oder böse, wusste er selbst nicht.

»Ich glaube, sie hat sich darauf gefreut, uns das Haus zu zeigen.«

»Den Eindruck hatte ich nicht gerade.«

»Sie ist manchmal so – komisch.«

»Schade jedenfalls. Ich hätte das Haus natürlich gern gesehen.«

Das war nur so dahingesagt. Im Zug hatte ihn eine heftige Erwartung ergriffen, nun fühlte er sich um etwas betrogen. Aber das war es wohl doch nicht.

Erst am nächsten Tag wusste er es sicher, als sie auf den Waldhängen über dem Dorf spazieren gingen. Die Bäume lagen kreuz und quer: Im November hatte der Orkan gewütet, der Wald seiner Vorstellung war brutal gelichtet worden. Als der Weg sich über einen verwüsteten Hang zog, sah er plötzlich meilenweit. Eine endlose weiße Schneise schlängelte sich durch den Wald in der Ferne. Der Schnee blendete, ohne Konturen, Höhen und Tiefen; je länger er hinsah, desto weniger war aus-

zumachen, ein flimmerndes Licht, das alles löschte. Stellte man sich vor, wie eine Figur sich dieser Schneise näherte, ginge sie unter, Schwarz in Weiß, schon bevor sie hinkam, schon vor diesem Licht, das spürbar war, ein Stromfeld. Nicht zu fassen, dass es das gab. Dass jemand über dieses Feld ging.

Er sah die Grenze zum ersten Mal wirklich. Berlin war dafür zu flach. Aussichtsplattformen gab es nur drüben. Er war noch nie auf dem Fernsehturm gewesen. Was für ein Privileg. Hier stehen zu dürfen. Hier sogar sein Leben zu verbringen. *Dich lassen sie da rein?!* Mit den Berliner Freunden hatte er vor kurzem die Bewilligung seines Antrags auf Zuzug ins Sperrgebiet gefeiert. Gefeiert war zu viel gesagt. Darauf getrunken. Die Freunde ratlos, er fühlte sich – hohl. Man hatte ihn durchleuchtet und nichts gefunden. Da konnte man doch von Glück reden.

Jetzt spürte er, was für ein Glück es war. So weit gekommen zu sein, wie es nur ging. Vor ihm der saubere Schnitt. Man stand vor diesem Anblick wie auf einem Caspar-David-Friedrich-Felsen. Und konnte sich hinabstürzen, oder nicht. Das war das Geniale an der klaren Linie. Man musste sich entscheiden. Man entschied sich, als freier Mensch: Ich will leben. *Ganz normal leben.*

Hatte man sich entschieden, und sah man lang genug hin, so stimmte der Anblick fast friedlich. Diese Linie war eine derart vollendete Tatsache. Sie schien ins Unendliche zu führen.

Hier ist schon immer Grenze gewesen. Lang genug, um den Sinn der alten Namen zu überleben. Jedenfalls seit zwanzig Jahren schon dicht. Die Schilder, die ständigen Kontrollen waren lästig. Doch im Wald wirkten sie wie alte Bräuche.

Zurück in Berlin – und schon nicht mehr zu Hause, wo es nur noch um Umzugsvorbereitungen ging –, hatte er versucht, all das Uwe zu erklären, seinem Freund, seinem Lektor. Es klang wirr, Uwe sagte schließlich:

»Ehrlich gesagt, ich verstehe immer noch nicht, warum du ausgerechnet jetzt aus Berlin weggehst.«

Uwe hatte sich mit seiner Meinung zurückgehalten, als der Bekanntenkreis in Aufruhr geriet und es nichts half, vom Haus

zu schwärmen, endlich Ruhe zum Schreiben usw.: Berlin verlassen wegen einer Frau! Dorfbibliothekar werden, im Sperrgebiet, bei den Hundertprozentigen! Wer hätte gedacht, dass es Thomas noch erwischt? Hat er nicht den Frauen abgeschworen, nach dieser Geschichte mit der Schauspielerin? Na, der doch nicht! Aber heiraten?

Uwe, selbst lang verheiratet, kannte ihn besser. Die Angst vor der Ehe hielt er für eine faule Ausrede. Der Frau die Schuld geben, wenn man bequem wurde, sich einigelte, lieber die anderen prüfen ließ, ob es stimmte, was der neue Staatschef verlauten ließ: dass es keine Tabus mehr gebe. Dass man jetzt alles sagen dürfe.

»Aber wie du so erzählst, bin ich gespannt, was du daraus machst«, sagte Uwe. »Da gibt es wohl keinen Mangel an Stoff. So ein Ort ist vielleicht wie unsere Welt im Kleinen. Vielleicht kommt man da an die Wahrheit über uns. Deshalb ist das Gebiet ja gesperrt. Man müsste einen Weg finden, sich der Sache zu nähern. So, dass man sie mit anderen Augen sieht. Du sollst dich nicht in Gefahr bringen. Aber was auch immer du schreibst, ich werde versuchen, es durchzusetzen.«

Wieder ganz der Lektor, der gute, gleichaltrige Vater. Beim ersten Buch hatte er sein Bestes getan.

Wo bin ich nur hineingeraten, Uwe?, schrieb Thomas nach seiner ersten Arbeitswoche. Als Mann des Buches im Haus des Buches, der ganze Stolz des Bürgermeisters, gegenüber vom FDGB-Heim. Eine neue Holzbaude, eine Art Skihütte – unter die Dachschräge passen leider nicht allzu viele Bücher, dafür ist der Leseraum hell und luftig. Nur, was ich hier soll, ist unerfindlich. Die Bibliothekarin, Frau Barthel, braucht Entlastung, heißt es, aber das bestreitet sie heftig. Außerdem hat sie schon eine Assistentin, Frau Wiese, die viel eher als ich nach ihrer Stelle trachtet. So bin ich für beide ein Eindringling: Der Patriarch hat hier einen völlig untauglichen Mann reingeschleust. Nach dem Motto: Wie viele Dichter sind hier schon mal auf Durchreise gewesen, Goethe und Heine und Eichendorff. Die Prominenten steigen am liebsten in Schierke ab,

aber dem Bürgermeister gelingt es immer wieder, den einen oder anderen für einen Leseabend zu gewinnen. Und nun, ganz unverhofft, will einer hier sein Leben verbringen.

Es ist meine erste ordentliche Arbeitsstelle. Und doch nur der Vorwand, damit ich überhaupt hier leben darf. Das war ja der Hickhack: Die freien Kulturschaffenden, die der Bürgermeister hofieren will, sind tendenziell *asozial*. Halten sich abseits, gucken und kommen auf dumme Gedanken. In Berlin mag das noch durchgehen. Nicht hier.

Ich ergebe mich den Damen, zeige mich lernbereit. Nun sitze ich immer vorne an der Ausleihe, das ist ihnen recht, sie trinken ihren Kaffee im Hinterzimmer und besprechen die nächste Vortragsreihe: Sie machen hier die eigentliche Kulturarbeit. Ich sitze meine Stunden ab, weise tuschelnde Kinder zurecht. Sie gehorchen mir nicht. Ich hab's verstanden. Ich bin nur dazu da, um angeglotzt zu werden. Der Zugezogene. Der *Taugetreckte*.

Aber so kann ich meine eigenen Beobachtungen anstellen. Dass Harzer Männer griesgrämig und zweifelnd sind; Harzer Frauenforsch, aber herzlich. Die Mundart ist eine unerhörte Mischung aus Platt und Thüringisch und jeder spricht sie anders. Oder verwechsle ich Feriengäste mit Einheimischen? Das 300-Seelen-Dorf ist seltsam unübersichtlich im Auf und Ab von Urlaubern und Soldaten...

Der Brief erleichterte ihn keineswegs. Am Montag darauf war ihm sogar, als wäre die Stimmung auf Arbeit noch kühler, als hätten sich seine unqualifizierten Bemerkungen über Harzer Charakter und Mundart in Windeseile herumgesprochen.

Dabei hatte er nichts von dem geschrieben, was ihm wirklich auf dem Herzen lag.

Das nicht: Selbst wenn ich nie im Leben vorhatte, aufs Dorf zu ziehen, so habe ich doch ein Bild: wie ein Fremder abends ankommt, Aufnahme findet, ein Bett und Brot und Wein, und bleibt.

Das nicht: Aber sich fremd und fehl am Platz zu fühlen, gemustert und durchschaut, doch ohne Aussicht auf Verständnis, das war immer die Grunderfahrung, meine Erfahrung, oder

geht es etwa allen so? Schlimm daran ist, wie es mich auf mich selbst zurückwirft, wie unfähig ich bin, derart mit mir selbst beschäftigt, über diese Umzingelung hinauszuschauen, zu der eigentlichen Sache, in deren Schatten wir doch stehen.

Das nicht: Wie unmöglich es wäre, das Eigentliche hier überhaupt zu beschreiben, menschlich begreifbar zu machen. Obwohl Menschen hier leben. Und Menschen hierher kommen. Der Tourismus geht so massig vonstatten wie die Truppenübungen. Man kommt hierher, heißt es, wegen der Natur. Doch mir ist, als wäre die Natur hier keine, der Wald nur Tarnung, er verbirgt nicht nur die Anlagen, sondern gehört bereits dazu.

Alles sagen dürfen ... kein Mangel an Stoff ... Was du daraus machst ... »Stoff« war gut. Das war die Wand vor seiner Nase. Abends und am Wochenende widmete er sich den Renovierungsarbeiten, damit Editha gar nicht erst auf die Idee käme, selbst Hand anzulegen. Mit den letzten zähen Tapetenetzen bröckelte der Putz weg, löste sich in Sand auf, wo er bohren wollte, oder war hart wie Granit. Eine ganze tückische Geologie. Stundenlang nur die Wand. Es atmete draußen ein und aus. Thomas war noch gar nicht richtig im Wald gewesen, und empfand doch keine Unruhe. Die Leere im Kopf störte nur am Abend, als hätte er den ganzen Tag nichts getan. Als gäbe es Engpässe, die den Betrieb lahmlegten – da nahm sich der Arbeiter ein Bier und fühlte sich als Arbeiter. Ist der Körper einmal abgerichtet, überlässt man ihm das Denken. So war es bei der Armee gewesen. Und so war es wohl auch bei Editha, die seelenruhig den Meißel ansetzte, um den hölzernen *Frühlingsfries* abzuschließen, bevor *es losging*. Er wäre in Panik verfallen, verfiel schon in Panik. Dass sie arbeiten wollte, sah er erst nicht ein. Nur den Fries noch. Er war für das Sorgenfrei bestimmt, ein Auftrag vom Bürgermeister. Thomas konnte nicht mehr hinsehen, der Bauch war ihr im Weg, sie schwitzte, im Rücken zitterten die Muskeln. Er musste es hinnehmen. Sonst wäre sie noch auf die Leiter geklettert und hätte alles selbst hergerichtet.

Er glaubte wohl, spottete sie, mit einer falschen Bewegung käme das Kind wie ein Kirschkern ausgespuckt. Wenn das nur so einfach ginge!

Aber die Vorstellung ließ Thomas nicht los: Der zufällige Mensch, um dessentwillen alles geschah, könnte aufschrecken, flüchten, sie mit dem großen Haus allein lassen. Das hätte er verstehen können, bei den hiesigen Umständen.

Erich Honecker, der doch das Ende der Tabus kundgetan hatte, ereiferte sich gerade: Ein Künstler habe *von der Bühne herunterverkündet, die Deutsche Demokratische Republik sei »das langweiligste Land der Welt«*.

Thomas sah durch die Wände hindurch. Winzig und klar: Berge, Meere, Städte. Im Zug sitzen, stundenlang. Ankommen: ein hallender Bahnhof. Fremde Sprache, Ruß, Reklame. Draußen Neonlichter, schwebende Schriftzüge, *Bar* und *Hotel*, erleuchtete Fenster und Autoscheinwerfer. Ahnen: einen großen dunklen Dom. Ahnen: die Berge. Ahnen: das Meer. All das gleich im Dunkeln sehen, den Stadtplan, längst eingeprägt zwischen vier kahlen Wänden, als man auf gepacktem Koffer saß.

Dieses Sehen war wie Bewegung. Immense Geschwindigkeit, kaum merklich durch die Höhe. Im Flugzeug sitzen. Durch den Flughafen laufen mit einem kleinen Koffer. Sprachgewirr. Anzeigetafeln: die Weltstädte. Erst einmal hier sein. Von niemandem erwartet. Nachts mit einem Taxi ins Hotel fahren, Stau, rote Schlusslichter, in Fenster hinaufstarren, immer wieder vier fremde Wände, Lampen, Schatten, selbst sie ganz anders als zu Hause ... Woher sollte er das kennen? Das waren seine Gedanken nicht. Keine Gedanken überhaupt. Nur ein Sehen, das außerhalb von ihm stattfand. (Warum niemals im Traum? Er träumte immer nur die Suche nach einem unschönen Ort.)

Es war warm geworden, alles duftete. Manchmal stand Editha lange am Fenster, wanderte barfuß auf die Wiese hinaus, kam nur wieder, um ihre Schuhe zu holen und in den Wald zu laufen. Thomas blieb zurück, es atmete um ihn herum.